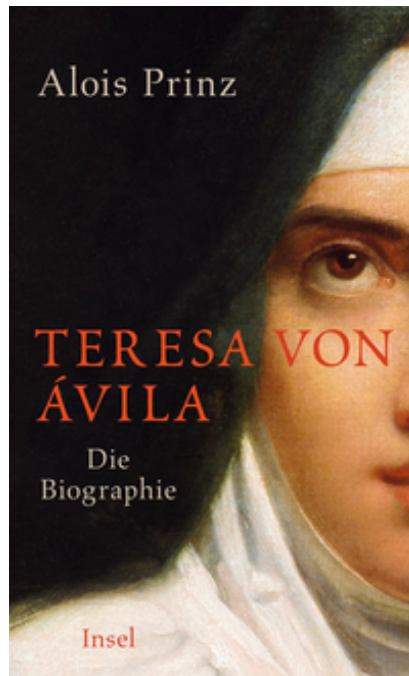


Insel Verlag

Leseprobe

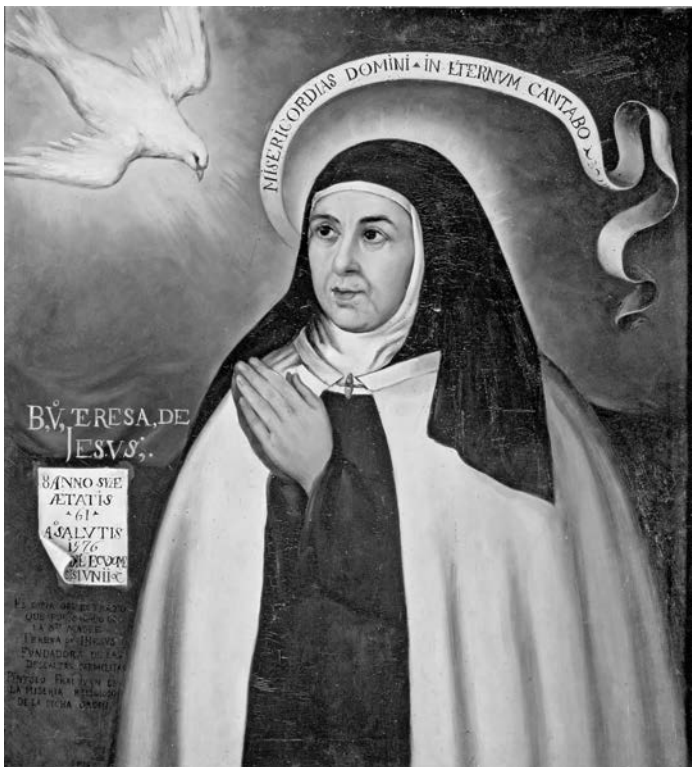


Prinz, Alois
Teresa von Ávila

Biographie

© Insel Verlag
978-3-458-17618-3





B.V. TERESA, DE
JESVS.

ANNO SUE
ETATIS
61.
A SALVTIS
1576
DE F. COM.
CIVNIE

F. COSTA DELLE TAVOLE
QUE SONO IN OGNI
LA ST. MADRE
TERESA DI LIGURIA
FONDADORA DEL
CONGREGAZIONE
DEI SACRI
CORDEI PER
LA PRESENZA
DELLA FIGLIA

Alois Prinz

TERESA VON ÁVILA

Die Biographie

Mit Abbildungen

Insel Verlag

Bildnachweis:

Für das Frontispiz: Archiv für Kunst und Geschichte, Berlin.

Die Fotografien stammen von Gotthard Kießling (2, 4, 11, 12, 14, 15) und aus dem Archiv des Autors.

Erste Auflage 2014

© Insel Verlag Berlin 2014

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-17618-3

TERESA VON ÁVILA

Nada te turbe
nada te espante;
todo se pasa,
Dios no se muda.
La paciencia
todo lo alcanza.
Quien a Dios tiene
nada le falta.
Sólo Dios basta.

Nichts soll dich verwirren,
nichts dich erschrecken.
Alles vergeht,
Gott ändert sich nicht.
Die Geduld erlangt alles.
Wer Gott hat, dem fehlt nichts.
Gott nur genügt.

Teresa von Ávila

Inhalt

Einleitung	9
I. Die Mauern von Ávila	19
II. Ehre und Sünde	28
III. Der Mut gegen sich	39
IV. Aufmerksamkeit	50
V. Wie wird man ein Einzelner?	62
VI. Schlechte Lehrer, gute Lehrer	76
VII. Von dicken Leibern, dünnen Seelen und dürren Zweiglein	90
VIII. Aufruhr in Ávila	105
IX. Der Drang der Seele nach dem Paradies	117
X. Geh dorthin, wo du nichts bist	132
XI. Die Gründerin oder Marta und Maria	147
XII. Lachen und Leiden	162
XIII. Von himmlischer und irdischer Liebe	179
XIV. Die siebte Wohnung	198
XV. Solange die Liebe nicht schläft oder Aller Reisen Ende	217
Epilog	235
Zeittafel	241
Quellenverzeichnis	244
Anmerkungen	245
Literaturverzeichnis	260
Danksagung	267

EINLEITUNG

Spanien im Winter 1582. Das Wetter in der kastilischen Hochebene ist schlecht. Es regnet ununterbrochen und manchmal schneit es. Die Flüsse treten über die Ufer und die Wege sind verschlammt. Wer es vermeiden kann, reist an diesen Tagen nicht. Trotzdem brechen am 2. Januar in der Stadt Ávila zwei ungefederte Planwagen zu einer langen Reise ins nordspanische Burgos auf.¹ Fuhrleute lenken die vorgespannten Maultiere. Neben und hinter den Wagen gehen einige Mönche in ihren langen Kutten und in Sandalen. In den vierrädrigen Karren befinden sich acht Nonnen, Angehörige des Ordens der Karmelitinnen. Unter ihnen ist Teresa, die sich Teresa von Jesús nennt. Sie ist fast schon eine Berühmtheit. Vor vielen Jahren hat sie in Ávila ein Kloster gegründet, in dem sie eine neue Form des geistlichen Zusammenlebens eingeführt hat. Den Unbeschuheten Karmelitinnen, wie sich Teresa und ihre Mitschwestern nennen, schlug damals viel Hass entgegen, sie wurden sogar mit Steinen beworfen.

Teresa hat sich nicht beirren lassen und hat in den folgenden Jahren an vielen Orten neue Klöster gegründet. Nun soll also eines in Burgos entstehen. Vielleicht das letzte, denn Teresa ist nicht mehr die Jüngste, fast siebenundsechzig Jahre alt, und mit ihrer Gesundheit steht es nicht zum Besten. Zudem ist ihr Arm verkrüppelt, den sie sich bei einem Sturz an Weihnachten vor fünf Jahren gebrochen hatte. Von einer Neugründung in Soria im letzten Sommer hat sie sich einigermaßen er-

holt. Damals waren es nicht Kälte und Regen, die ihr zugesetzt haben, sondern sengende Hitze und verstaubte, unbefahrbare Wege. Der junge Führer, den sie für die Rückfahrt angeworben hatte, verirrte sich oft, und der Wagen musste umkehren, wo es nicht mehr weiterging, oder steile Abhänge hinabgetragen werden.

Zu der Reise nach Burgos hatte Teresa anfangs wenig Lust. Sie fühlt sich alt und krank. Und die Aussicht, bei Schnee und Regen in einem ständig schaukelnden, zugigen Wagen über holprige Straßen zu fahren, war wenig reizvoll. Doch immer wenn sie mutlos ist und Krankheiten sie plagen, schöpft sie neue Kraft aus ihrem besonderen Gottesverhältnis, mit dem sie schon den Argwohn der Heiligen Inquisition auf sich gezogen hat. Denn für die Verwalter des rechten Glaubens ist es höchst verdächtig, dass Teresa einen persönlichen Umgang mit Gott pflegt und behauptet, sie könne mit ihm reden wie mit einem Freund. In diesem stillen Gebet ist der Mensch mit Gott allein und braucht weder vorgegebene Texte noch Weihrauch noch Priestergewänder – und vielleicht letztlich nicht einmal die Kirche. Im Zwiegespräch mit ihrem Gott vernimmt Teresa Worte, die sie mit unerschütterlicher Zuversicht erfüllen, einer Zuversicht, die alle Krankheiten und Widrigkeiten klein erscheinen lassen. So auch jetzt. »Gib nichts auf diese Kälte, denn ich bin die wahre Wärme«, so hat diese innere Stimme zu ihr gesprochen.² Und augenblicklich waren Teresas Verzagtheit und ihre Schwerfälligkeit wie weggewischt und sie war zur Reise nach Burgos entschlossen.

Die Umstände scheinen sehr günstig. Der Erzbischof von Burgos erwartet bereits ihr Kommen, die Ratsherren der Stadt haben Teresas Plänen zugestimmt. Außerdem wird Teresa von Pater Jerónimo Gracián begleitet. An dem jungen Ordensmann schätzt sie nicht nur sein Wissen und sein Geschick im Umgang mit Menschen, sie scheut sich auch nicht, ihm

in langen Briefen zu schreiben, wie gern sie ihn hat und wie glücklich sie in seiner Nähe ist.

Die Fahrt nach Burgos ist noch anstrengender und gefährlicher als erwartet. Die männlichen Begleiter Teresas müssen aufpassen, wohin sie treten, denn sie könnten plötzlich in einem Wasserloch versinken. Immer wieder bleibt der Wagen im Schlamm stecken. Dann müssen alle Schwestern aussteigen und mithelfen, den Wagen wieder aus einem Schlagloch herauszuheben. Dadurch verzögert sich die Weiterfahrt und die Reisegruppe kann nicht, wie vorgesehen, die nächste Herberge erreichen und muss anderweitig unterkommen. Das ist für die Schwestern besonders schlimm. Denn herumreisende Frauen sind zu dieser Zeit ein Skandal. Teresa hat es schon oft erlebt, dass sie unterwegs von den Leuten als Rumtreiberin und liederliche Frauensperson beschimpft wurde. Besonders für Männer ist solch eine Frau ein Ärgernis. Der Theologe Francisco de Osuna plädierte dafür, sie zu Hause einzusperren. »Und wenn das nicht helfen sollte«, so empfahl er, »dann brich ihr das Bein [...]«.«³

Trotz aller Widrigkeiten geht es in Teresas Wagen recht lustig zu. Die Schwestern lachen und machen Verse zu allem, was ihnen auf der Reise passiert. Kurz vor Burgos scheint diese Reise zu Ende zu sein. Der Fluss Arlanzón, den sie überqueren müssen, führt so viel Wasser, dass die behelfsmäßig aus Einzelteilen zusammengefügte Pontonbrücke überschwemmt und nicht mehr zu sehen ist. Teresa besteht trotzdem darauf, im ersten Wagen über die schwankende Brücke zu fahren. Falls die Sache schiefgeht, sollen die anderen, so verlangt sie es, in die letzte Herberge zurückkehren. Mitten auf dem Fluss gerät der Wagen mit Teresa ins Rutschen und droht ins reißende Wasser zu stürzen. Teresa hat schon einmal eine ähnliche Situation erlebt. Auf der Reise nach Sevilla war es, als sie mit ihren Gefährtinnen auf einer Fähre einen Fluss überqueren wollte,

die Fähre sich plötzlich losriss und ihr Wagen führerlos flussabwärts trieb. Damals ist alles noch einmal gut gegangen. Auch dieses Mal kommt es nicht zum Schlimmsten. Gerade noch kann ihr Wagen auf der Brücke gehalten werden und das andere Ufer erreichen.

Über drei Wochen nach ihrem Aufbruch von Ávila kommt die Reisegruppe im strömenden Regen in Burgos an, frierend und völlig durchnässt. Teresa und ihre Mitschwestern finden Aufnahme bei Catalina de Tolosa, einer Frau aus einer angesehenen Familie. Im Haus der Doña Catalina wird sofort im großen Kamin ein Feuer gemacht, damit die Gäste ihre Kleider trocknen können. Teresa ist dankbar, so verwöhnt zu werden, aber es geht ihr schlecht. Nicht nur hat sie Fieber und Halsschmerzen, so dass sie kaum etwas essen kann, am nächsten Morgen kann sie den Kopf nicht mehr heben und muss die ersten Verhandlungen im Liegen führen.

Teresa ist eine geschickte Geschäftsfrau. Darauf ist sie stolz. Was sie aber auf den Tod nicht ausstehen kann, sind Verhandlungspartner, die unberechenbar sind oder ihre Zusagen nicht einhalten wie der Bischof von Burgos. Plötzlich will er von seinen Versprechungen nichts mehr wissen und legt Teresa Steine in den Weg, wo er nur kann. Anscheinend genießt er seine Macht und will sich nicht einfach den Plänen einer Nonne, selbst wenn diese Teresa von Ávila heißt, unterwerfen. Auch deswegen ist es für Teresa und ihre Schwestern so wichtig, ein eigenes Kloster zu haben. Das Kloster ist ein Schutzraum, wo ihnen niemand dreinreden kann und in dem sie so leben können, wie sie es für richtig halten. Vor allem ist es ein Schutzraum vor Männern, denen in der spanischen Gesellschaft die Frauen oft hilflos ausgeliefert sind. Im Kloster seien, so schreibt Teresa, die Frauen davon befreit, »einem Mann unterworfen zu sein, der ihnen oftmals ihr Leben ruiniert und gebe Gott, nicht auch ihre Seele«⁴.

Den Schikanen des Bischofs haben es Teresa und ihre Begleiterinnen zu verdanken, dass sie vorerst in den engen Dachkammern eines Hospitals untergebracht werden. Doña Catalina versorgt sie mit dem Nötigsten, wofür sie den Tratsch der Einwohner über sich ergehen lassen muss. Man verflucht sie und wünscht sie in die Hölle, weil sie sich um die dahergelaufenen Nonnen kümmert. Für Teresa allerdings ist Catalina eine mutige und hilfsbereite Frau.

Nach langen, zähen Verhandlungen kann Teresa ein altes Haus erwerben, in das sie mit ihren Schwestern Mitte März einzieht. Das Haus mit einem kleinen Garten liegt am Ufer des Flusses Arlazón. Es ist ein anmutiger Ort, der allerdings seine Nachteile hat, wie Teresa im Frühjahr erfahren muss. Im Mai regnet es nämlich wieder tagelang. Der Regen und der Sturm sind so stark, dass Bäume entwurzelt werden und es auf dem Friedhof die Toten aus den Gräbern schwemmt. Die Stadtteile nahe dem Fluss, wo auch das Haus der Karmelitinnen liegt, stehen unter Wasser. Teresa und ihre Freundinnen fliehen in die oberen Stockwerke, wo sie hungernd ausharren, weil ihre Lebensmittel vom Wasser vernichtet sind. Einen Tag lang müssen sie fürchten, dass ihr Haus den Fluten nicht standhält. Im Erdgeschoss muss eine Mauer durchbrochen werden, damit das Wasser abfließen kann. Dann endlich lässt der Regen nach, und ein paar Tage später zieht sich der Fluss wieder in sein Bett zurück.⁵

Noch zwei Monate bleibt Teresa in Burgos, um alles so weit zu regeln, dass man ohne sie zurechtkommt. Am 26. Juli 1582 bricht sie zur Heimreise auf. Fünf ihrer Mitschwestern bleiben im neugegründeten Kloster. Zwei begleiten sie nach Hause. Teresa will nach Ávila, auch um sich von den Strapazen ein wenig zu erholen. Doch ihre Geburtsstadt wird sie nicht wiedersehen. In Medina del Campo erhält sie vom stellvertretenden Provinzial ihres Ordens den Befehl, nach Alba de Tores zu rei-

sen, wo die Herzogin von Alba ein Kind erwartet und sich Teresas Beistand wünscht. Obwohl Teresa immer noch krank ist und Ruhe dringend nötig hätte, nimmt sie die beschwerliche Reise auf sich. In Alba hat sie starke Schmerzen und Blutungen. Sie weiß nicht, dass sie schon seit längerem an Krebs erkrankt ist.⁶ Die Aderlasse, die man ihr verordnet, machen alles nur noch schlimmer. Und in der Nacht des 4. Oktober 1582 stirbt sie.

Vierzig Jahre nach ihrem Tod wurde Teresa von Ávila heiliggesprochen. Zeit ihres Lebens hat es sich Teresa verboten, in ihrer Gegenwart das Wort »heilig« auszusprechen. Und sie forderte ihre Mitschwestern auf, gegen dieses Wort einen »inneren Krieg« zu führen. Denn solch ein Wort, so meinte sie, könne nur Schaden anrichten, weil Menschen, denen so geschmeichelt wird, denken könnten, dass sie es »schon geschafft« hätten. »Es gibt keine Sicherheit«, so meinte sie, »solange wir leben.«⁷ Und darum sollten Menschen aufhören, danach zu streben, schon hier auf Erden vollkommen zu werden wie Engel. Sie sollten akzeptieren, dass sie einen Körper haben, der krank und gebrechlich wird. Vor allem sollten sie einsehen, dass sie schwach sind, oft versagen, sich selbst nicht kennen, sich und andere belügen oder ihren Eitelkeiten unterliegen. Teresa selbst durchlebte lange Jahre, in denen sie mutlos war, sich unnützlich vorkam und sich am liebsten irgendwo versteckt hätte.⁸

Was ihr allein in solchen Dürrezeiten geholfen hat, war das, was sie »inneres Beten« nennt, das Gespräch mit einem Gott, den sie ganz nahe und als Freund erlebte. Teresa hat in mehreren Schriften versucht zu beschreiben, was dieses »innere Beten« bedeutet und was dabei in ihr vor sich geht. Das war ein gefährliches Unterfangen, besonders für eine Frau, die noch dazu theologisch ungebildet war. Einige Männer der Kirche, die sie um Rat fragte, hielten sie für vom Teufel besessen.

Und nicht selten hat sie es erlebt, dass Menschen über ihre Schilderungen lachten und diese für überdrehte »Weibergeschichten«⁹ hielten.

Dabei war Teresa selbst überaus kritisch gegenüber ihren Visionen. Nie verließ sie die Sorge, vielleicht doch nur Täuschungen aufzusitzen. Von einem Kriterium für die Echtheit ihrer Erlebnisse war sie allerdings fest überzeugt. Wertlos waren innere Erleuchtungen für sie dann, wenn sie nicht zu Taten führten. Der Rückzug in die inneren Räume ihrer Seele und das tatkräftige Handeln in Liebe für andere, das gehörte für sie zusammen.

Nach Teresas Tod wurden viele ihrer Reformen wieder rückgängig gemacht oder aufgeweicht. Dennoch verbreitete sich die von ihr eingeleitete Bewegung über Spanien hinaus und führte zu neuen Klostergründungen. Heute gibt es in zahlreichen Ländern dieser Erde Ordensgemeinschaften von Frauen und Männern, die sich auf die Nonne aus Ávila berufen. Aber ist Teresas Anliegen überhaupt noch zeitgemäß? War ihre Welt nicht eine ganz andere? Hat sie nicht in einer Zeit gelebt, die von Religion und Kirche durchdrungen war, während wir heute, wenigstens in Europa, in säkularisierten Gesellschaften leben? Und selbst wenn Teresas Ideen heute noch von Belang sind – braucht es heute noch Klöster, um diese Ideen verwirklichen zu können?

Vierhunderteinunddreißig Jahre nach Teresas Reise nach Burgos hat sich wenigstens am Wetter nicht viel geändert. Im Frühjahr 2013 regnet es seit Wochen und im Radio höre ich die Meldungen über die gefährlich steigenden Pegelstände von Flüssen. Gott sei Dank brauche ich nicht mehr in einem Planwagen auf aufgeweichten Wegen zu reisen. Ich sitze in einem Auto, auf der Fahrt zu einem Kloster der Karmelitinnen im Münchner Norden. In das Navi habe ich eine Adresse in Da-

chau eingegeben. Die Navi-Stimme führt mich eine Mauer mit Stacheldraht entlang. Sie gehört zum ehemaligen Konzentrationslager Dachau, das heute eine Gedenkstätte ist. Am Ende der Mauer ist ein kleiner Parkplatz, von dort führt ein Fußweg zum Kloster »Heilig Blut« des Ordens der Unbeschuhten Karmelitinnen.

Die Gebäude des Klosters, die an Baracken erinnern, sind kreuzförmig angelegt, und die Fenster der Zellen sind auf das ehemalige Konzentrationslager gerichtet. Vom Innenhof des Klosters aus kann man durch eine schmale Pforte direkt auf das Lagergelände gehen. Hier der Ort, wo Menschen jede Würde genommen und sie auf bestialische Weise gequält und umgebracht wurden. Gleich daneben der Ort, wo Nonnen in der Erfahrung leben wollen, dass Gott in jedem Menschen wohnt und ihm eine unendliche Würde gibt. Die räumliche Nähe zum ehemaligen Lager, so heißt es in einer Denkschrift des Klosters, soll den Blick wachhalten für vergangenes und gegenwärtiges Unheil. Das Kloster als Gegenwelt zum Konzentrationslager oder sogar als Antwort darauf?

Auf mein Läuten hin öffnet mir eine Nonne und bringt mich durch lange Flure zu einem Besucherzimmer, wo Schwester V., mit der ich verabredet bin, auf mich wartet. Sie ist gekleidet in die Ordenstracht einer Karmelitin. Braunes Gewand mit Überwurf und Kapuze. Schwester V., so erzählt sie mir, wollte ursprünglich Lehrerin werden, bevor sie in den Orden eingetreten ist. Was sie stark angezogen hat, war die besondere Bedeutung der Meditation, wie sie in diesem Orden gepflegt wird. »Das Gebet öffnet innere Räume«, erklärt sie mir. Sie hat sich auch sehr intensiv mit anderen Formen der Spiritualität auseinandergesetzt und Lehrer wie Willigis Jäger oder den Inder Sebastian Painadath kennengelernt, die westliche mit östlicher Spiritualität zu verbinden suchen.

Das alltägliche Leben im Kloster ist streng geregelt. Es gibt

festen Zeiten des gemeinsamen Betens, des Schweigens und der inneren Sammlung. Daneben gehen die Schwestern einer Beschäftigung nach, um zu ihrem Lebensunterhalt beizutragen. Einige stellen Töpferwaren her, andere liturgische Stoffe oder widmen sich der Ikonenmalerei. Nur sehr selten und nur wenn es nicht zu vermeiden ist, etwa zu einem Arztbesuch, verlässt eine Schwester das Kloster. Umgekehrt soll auch möglichst wenig von der Welt draußen in das Innere der Gemeinschaft dringen. Das geistige Leben ist den Nonnen Abenteuer genug. Neue Moden oder technische Erfindungen haben für sie keinen Reiz. Es gibt kein Internet, keine Handys, keinen Fernseher, kein Radio. Um sich darüber zu informieren, was in der Welt vor sich geht, lesen die Schwestern Zeitungen.

Für Schwester V. ist Teresa von Ávila immer noch das große Vorbild. Sie ist der Überzeugung, dass Teresa inspiriert worden ist von der Lebensweise der Eremiten, die in frühchristlicher Zeit auf dem Berg Karmel eine Kolonie gegründet haben. Diesen Ursprungsgeist gilt es nach Schwester V. festzuhalten und in die moderne Zeit hinüberzuretten. Dabei ist sie sich im Klaren darüber, dass ein Leben, in dem Gebet und Meditation im Mittelpunkt stehen, eine »Provokation« für den modernen Zeitgeist darstellt. Rational erklären und verteidigen lasse sich die Entscheidung für ein solches Leben nicht. Nur wer diesen Weg selber gehe, könne erfahren, wie sinnvoll er sei, und damit auch andere überzeugen – auch davon überzeugen, wie wichtig es ist, in einer globalisierten Welt, die schnelllebig und von Medien beherrscht ist, Orte zu haben, wo Rückzug, Schweigen und Meditation möglich sind.

Auf meine Frage hin, ob die Lebensform der Karmeliten ein Vorbild für moderne Menschen sein kann, antwortet Schwester V. skeptisch. In ihrem Kloster fehlt der Nachwuchs. Alle Schwestern sind älter als fünfzig. Ihrer Erfahrung nach sind heute zwar viele Menschen auf der Suche nach Stille und Kon-

templation, Klöster haben eine starke Anziehungskraft, es werden auch in ihrem Kloster Meditationswochenenden angeboten, aber auf Dauer will sich niemand auf ein klösterliches Leben einlassen.

Schwester V. hat nur eine Stunde Zeit für mich. Sie muss zum nächsten Stundengebet. Die Klosterpforte schließt sich hinter mir. Über den Innenhof gehe ich auf das Gelände der KZ-Gedenkstätte. Es regnet und nur wenige Besucher sind unterwegs. Nach allem, was ich von Schwester V. gehört habe, bin ich wohl ein typisch moderner Mensch. Worte wie Rückzug, Stille, Innehalten üben einen großen Reiz auf mich aus. Aber in einem Kloster zu leben kann ich mir beim besten Willen nicht vorstellen. Andererseits kann ich nicht glauben, dass Teresas Gedanken und Erfahrungen nur für eine kleine Elite von spirituell Begabten geeignet sind oder nur von Menschen gelebt werden können, die sich hinter Klostermauern von der Welt absondern. Hat sie nicht ihre Mitschwestern gewarnt davor, sich gerettet zu fühlen, nur weil sie im Kloster sind? Hat sie nicht selbst noch als Nonne ein sehr aktives und »weltliches« Leben geführt, viele Reisen gemacht, mit Gelehrten diskutiert, Geschäfte abgeschlossen, Hunderte von Briefen geschrieben, sich in politische Angelegenheiten eingemischt? Und hat sie nicht gesagt, dass Gott überall erfahrbar ist, auch in der Küche bei den Kochtöpfen? Was sie mit einem für die Menschen wichtigen »Freiraum« gemeint hat, kann, aber muss anscheinend nicht unbedingt eine Klosterzelle sein. Aber wie und wo kann man diese Schutzräume heute finden? Oder anders gefragt: Wohin können Menschen heute gehen, die zu Teresas Zeiten ins Kloster gegangen sind?

I. DIE MAUERN VON ÁVILA

Don Alonso Sánchez de Cepeda lebte 1515 nun schon über zwanzig Jahre in der kastilischen Stadt Ávila, und trotzdem war er lange nicht so angesehen wie die alteingesessenen Familien der Stadt, wie die Bracamontes, die Guieras oder die Cimbróns. Dabei erfüllte er doch alle Voraussetzungen eines ehrenhaften Bürgers. Er war ein guter Christ, hatte einen verbrieften Adelstitel und lebte von den Zinsen seines Vermögens. Er hatte eine Frau aus einer altchristlichen Familie geheiratet, die schon früh verstorben war und ihm zwei Kinder hinterließ, María und Juan. Zwei Jahre nach dem Tod seiner Frau Catalina hatte Don Alonso wieder geheiratet, die erst vierzehnjährige Beatriz de Ahumada. Auch sie entstammte einer adligen, altchristlichen Familie, was seine Stellung in Ávila eigentlich hätte stärken müssen. Aber den Makel seiner Herkunft bekam er nicht los. Die Vergangenheit holte ihn immer wieder ein, eine Vergangenheit, die für Don Alonso mit traumatischen Erinnerungen verbunden war.

Als kleiner Junge hat er miterleben müssen, wie sein Vater, Juan Sánchez, gedemütigt und seine ganze Existenz zunichtegemacht wurde. Die Familie lebte damals in Toledo, und der Vater war ein reicher Tuchhändler. Dass er Jude war, hat ihm zwar Nachteile und die Abneigung mancher Mitbürger eingebracht, aber seinen Beruf und das Überleben seiner Familie konnte Juan Sánchez noch sichern. Doch das änderte sich Ende des 15. Jahrhunderts.

Jahrhundertlang hatten in Spanien Christen, Juden und Muslime relativ friedlich nebeneinandergelebt. Ende des 14. Jahrhunderts verarmten große Teile der Bevölkerung, und der Hass der verbitterten Menschen richtete sich gegen die Juden, die vermögend waren und einflussreiche Stellungen innehatten. Dieser Hass entlud sich in Städten wie Sevilla, Valencia und Barcelona, wo Judenviertel zerstört, die Bewohner getötet oder gezwungen wurden, sich taufen zu lassen. Viele Juden verließen daraufhin das Land oder nahmen mehr oder weniger freiwillig den christlichen Glauben an.

Dadurch wurde ihre Lage allerdings noch schlimmer. Denn die »conversos«, wie man die Konvertierten nannte, wurden von den standhaft gebliebenen Juden verachtet. Und bei den Christen standen sie im Verdacht, nur um ihrer Karriere willen den neuen Glauben angenommen zu haben, insgeheim aber noch ihrem alten Glauben anzuhängen. Dieser Verdacht wog umso schwerer, als konvertierte Juden nun nicht mehr an bestimmte Berufe gebunden waren, sondern in höchste Stellen in Staat und Kirche aufsteigen konnten. Nicht selten waren Bischöfe und Kardinäle Conversos. Die Angst, der christliche Glaube könne durch »Scheinchristen« unterwandert werden, wuchs. Als Folge begann ein geradezu hysterischer Kampf um die Reinheit des Glaubens.

Zum obersten Maßstab wurde nun die »honra«, die Ehre. Und die bemaß sich danach, welchen altchristlichen Stammesbaum ein Mann, eine Frau vorweisen konnte. Je weiter zurück die christliche Tradition einer Familie reichte, desto größer war ihr Ansehen und desto größer die Chance, in der Gesellschaft aufzusteigen. Für einen verantwortungsvollen Posten waren nicht mehr die Bildung und Eignung eines Mannes ausschlaggebend, sondern die »Reinheit« seiner christlichen Abstammung. Und weil die bäuerliche Bevölkerung tiefer in der altchristlichen Tradition verwurzelt war, kam es immer öfter